Uebertrumpft.

Episode aus dem australischen Kolonistenleben. Von William Walters.

Also meine Herren, hören Sie zu! Ich verließ das Schiff in Sydney und hatte es mir in den Kopf gesetzt, das Land ein wenig zu durchstreifen. Eisenbahnen gab es damals noch nicht so viele wie jetzt. Ich kaufte mir also ein Pferd, ein wahres Prachtexemplar für fünfzehnhundert Mark. Es war ein famoses hoch gebautes Roß, braun am ganzen Körper und mit einer Haut, die so weich und glänzend wie Seide war. Die Augen blickten sanft wie die eines Rehs. Ritt ich Galopp, dann sauste mein Rößlein wie der Wind unter mir dahin, eben so famos ging es im Trab. Kurz und gut: es war ein Prachtpferd. Ehe ich das Hotel verließ, in welchem ich wohnte, erhielt ich eine Menge guter Rathschläge für meine Reise. Doch ich will alles Andere bei Seite lassen und nur die Geschichte erzählen, die ich mit meinem Pferde erlebte. Ich gewann das Thier von Stunde zu Stunde lieber. Hätte man mir das Doppelte geboten, was es mich gekostet, ich würde es nicht hingegeben haben. Liebhaber fanden sich genug. Manche von diesen waren so versessen darauf, mir das Pferd abzukaufen, daß ich fürchtete, man könne es mir schließlich stehlen. Wenn es also recht gelobt wurde, pflegte ich zu sagen: Ja, es war einmal ein famoses Thier. Aber jetzt leidet es an Rheumatismus. Wenn dieser auftritt, dann ist das Pferd nicht von der Stelle zu bringen. Oder es schlägt aus und beißt, daß man sich kaum in seine Nähe wagen möchte. Auf diese Weise wurde ich endlich die lästigen Kauflustigen los. So kam ich also nach Gunbar, einem einsamen, entlegenen Flecken. Es war gegen Abend, als ich ein kleines Wirthshaus erreichte. Furchtbar müde, wollte ich hier die Nacht zubringen. Ich stieg also ab, band mein Rößlein an einen Baum und betrat die Gaststube.

„Kann ich hier ein Bett für die Nacht erhalten?" fragte ich den Wirth, einen stämmigen derben Mann mit gebräuntem Gesicht. — „Mehrere, wenn Sie wollen," lautete seine Antwort. — „Ist Ihr Pferdestall sicher?" forschte ich. — „Hm, wie mans nimmt! Für manche Pferde mag er sicher, für andere vielleicht unsicher sein. Die eine Seite ist mit Brettern verschlagen —" — „Ist er verschlossen?" — „Nein. So etwas gibt es hier zu Lande nicht! Aber Heu ist in Menge vorhanden. Garantiren kann ich nicht für das Thier; denn es sind vor kurzer Zeit in der Umgegend mehrere Pferde, auch Rindvieh, gestohlen worden." — „Das sind ja nette Aussichten," brummte ich. Aber ich fühlte mich zu müde, um weiter reiten zu können. Außerdem war ich viel unerfahrener als ich selber ahnte. So führte ich denn mein Roß in den Stall und nahm den Sattel mit in's Haus. Am nächsten Morgen freilich wünschte ich, ich hätte das Pferd mit in mein Bett genommen und den Sattel draußen gelassen denn als ich in den Stall kam, war der schöne Braune spurlos verschwunden! Ich fluchte und tobte und machte einen solchen Höllenlärm, daß der Wirth herbeigelaufen kam.

„Was ist denn geschehen?" fragte er. „Wo ist denn mein Pferd?" schrie ich ihn an. — „Wo soll es denn sein?" — „Im Stalle soll es sein," schrie ich weiter, „aber dort ist es nicht!" — „Haben Sie denn ganz genau nachgesehen? Ich habe schon Manchen gekannt, der sein eigenes Pferd nicht herausfinden konnte!"

Das war zu viel. Mir lief die Galle über. Ich wurde immer heftiger, machte einige Bemerkungen in Bezug auf die Umgegend im Allgemeinen und das Wirthshaus mit seinem Besitzer im Besonderen. Es mögen sehr deutliche Kraftausdrücke gewesen sein, denn im nächsten Augenblicke packte mich der Wirth beim Kragen und wir rangen miteinander. Plötzlich fühlte ich einen Schlag, der mein linkes Ohr traf, so daß mir fast Hören und Sehen verging. Das reizte mich zu maßloser Wuth, und ich versetzte ihm einen Faustschlag in's Auge, daß er wie ein wildes Thier brüllte. Aber trotz alledem konnte ich mein Pferd nicht finden. Ich durchsuchte jeden Winkel in den Ställen, kroch auf den Heuboden — als ob es die Leiter hätte hinaufsteigen können — aber kein Pferd war zu sehen, das ganz braun vom Kopf bis zu den Füßen war! „Was soll ich nun anfangen?" fragte ich den Wirth, der zugegeben hatte, daß ich ihm über sei und nun ganz vernünftig war — „Ich will Ihnen ein Pferd verkaufen," sagte er. — „Das fällt mir nicht ein," gab ich zurück. — „So will ich Ihnen den Sattel abkaufen — sagen wir für zwanzig Mark!" — Haha!" lachte ich höhnisch. „Ich habe hundertundvierzig dafür bezahlt! Solche Gaunerei!" — „Also vierzig!" — Eher trage ich ihn auf meinem Rücken Gott weiß wie weit!"

Das that ich denn auch. Ich nahm den Sattel und ging meines Wegs. Es war ein sehr heißer Tag. Als ich etwa eine Stunde weit gegangen — ich wollte zur nächsten Eisenbahnstation — stand mir der Schweiß in dicken Tropfen auf der Stirn. Ich setzte mich in den Schatten eines Baumes, um ein wenig auszuruhen. Den Sattel legte ich neben mich. Plötzlich erblickte ich einen Mann zu Pferde, der auf mich zugeritten kam. „Guten Morgen! Es ist riesig heiß!" begann er freundlich. — „Jawohl, es ist heiß!" entgegnete ich mürrisch. — „Sie haben wohl Ihr Pferd verloren?" fragte er theilnehmend. — „Woraus schließen Sie das?" gab ich brummig zurück. — „Nun, Sie haben dort Ihren Sattel neben sich liegen. Ein Mann schleppt sich nicht zum Vergnügen mit einem so schweren Gegenstand ab. Wo ist also Ihr Pferd geblieben?"

Gestohlen ist es! In einem elenden Wirthshaus in Gunbar —" — „Oh, das kann man sich beinahe denken! Sagen Sie, hatten Sie das Pferd in den Stall gestellt?" — „Ja... Aber was soll das heißen?" — Der Fremde war nämlich in ein so zwerchfellerschütterndes Lachen ausgebrochen, daß er fast vom Pferde fiel. Ich aber ärgerte mich, weil ich glaubte, er mache sich über mich lustig. — „Was ist da zu lachen?" herrschte ich ihn an. — Beschwichtigend legte er mir die Hand auf den Arm. „Hat der fremde Wirth Ihnen nicht gesagt, er übernehme keine Garantie für Pferde, die in seinem Stalle untergebracht werden?" — Ich nickte bejahrend. „Gab er Ihnen nicht auch zu verstehen, daß in der Umgegend Pferdediebe seien?" — „Jawohl," sagte ich. — „Wissen Sie, was der Kerl war, bevor er das Wirthshaus übernahm und Reisende prellte?" Natürlich wußte ich es nicht.

Wieder wollte sich der Fremde vor Lachen ausschütten. „Haha — Anstreicher war er — Anstreicher und Lackirer! Hahaha!" — „So? Dann kann er sich sein von mir blau geschlagenes Auge übermalen!" versetzte ich ärgerlich, nicht wissend, weshalb der Fremde so unbändig lachte. Hier blickte er mich betroffen an. — „Sie wollen damit doch nicht etwa sagen, daß Sie sich mit ihm herumgeschlagen haben?" — Gewiß will ich Das sagen! Und ich denke, er hat begriffen, daß ich keinen Spaß verstehe!" — „Das ist famos! In der ganzen Gegend gibt es Keinen, der mit ihm fertig wird. Auch ich nicht. Das gibt der Sache eine andere Wendung. Ihr Pferd ist nicht verloren! Ich werde Ihnen zeigen, wie Sie es wieder bekommen! Verstecken Sie Ihren Sattel dort in's Gebüsch. Auf dem Rückwege können Sie ihn wieder abholen. Und nun kommen Sie mit mir!" — Sprechen Sie im Ernst?" fragte ich ungläubig. — „Natürlich. Glauben Sie, ich werde mich über einen Mann lustig machen, der sein Pferd verloren hat?"

Wir machten uns also auf den Weg. „Wenn wir ankommen," sagte mein neuer Freund, „gehen Sie direkt in den Stall und suchen Sie das allerbeste Pferd heraus. Sie behaupten, Ihr Brauner sei ein Prachtexemplar, und das glaube ich, sonst hätten Sie es nicht eingebüßt — haha! Auf die Farbe achten Sie gar nicht, hören Sie? Und das beste Pferd sollen Sie heraussuchen." Gesagt, gethan.

Ich nahm das beste Pferd, das die Größe meines Braunen hatte, heraus — ein braunes schönes Roß mit drei weißen Beinen und einer großen Blässe, die von den Ohren bis zu den Nüstern ging. In diesem Augenblick zeigte sich der Wirth im Hofe. Als er mich und meinen Gefährten erblickte, machte er ein langes Gesicht. Er schien seinen Augen nicht zu trauen. „Ich will mein Pferd haben," sagte ich. „Oder ich nehme dieses hier." Der Wirth gab keine Antwort. Er blickte mit unbeschreiblicher Wuth auf meinen neuen Freund und zischte: „Das ist Dein Werk, Du ver—— Halunke!" Seinem eigenen Schwager einen solchen Streich zu spielen — —"

„Ein feiner Schwager — für den ich bestens danke — Spitzbube und Schwindler — was macht das blaue Auge, Du schlauer Schuft?" — „Aber wo ist nun mein Pferd?" fuhr ich dazwischen, denn daß es irgendwo in der Nähe sein müsse, ging aus dem Benehmen des Wirthes deutlich hervor. — Der grinste mich höhnisch an. — „Wahrscheinlich haben Sie es schon an der Hand," rief mir mein neuer Freund lachend zu. „Reiben Sie nur einmal kräftig über die Blässe — —"

Richtig! Ich brauchte gar nicht einmal kräftig zu reiben. Als ich dem Pferde über das Gesicht fuhr, war meine Hand voll weißer Farbe. Ebenso war es natürlich mit den Beinen. Ich hatte mein prächtiges Thier wieder. Denn nachdem ich eine gründliche Waschung vorgenommen, war mein Pferd wieder so schön braun, wie es vorher gewesen.

„Ich freue mich selbst darüber, daß Sie wieder zu dem Thiere gekommen sind," sagte mein treuer Helfer bei dem Gelingen dieses Plans. „Und ebenso recht ist es mir, daß dieser Kerl, mein sogenannter Schwager, endlich einmal seine Strafe bekommen. Er hat bisher Jeden über's Ohr gehauen — mich selbst nicht ausgenommen! Denken Sie deswegen nicht schlimm von mir, weil ich mit Ihnen gegen ihn im Bunde war. Allein wo die Schlechtigkeit beginnt, muß die Verwandtschaft ein Ende nehmen."

Chinesische Rechtspflege.

Vor einiger Zeit wußte sich ein berüchtigter Räuber und Mörder in Peking, Namens Kang, an die Tochter eines Mandschuren in hoher Stellung heran zu machen und sie zu entführen. Der empörte Vater bot natürlich Alles auf, den Menschen festnehmen zu lassen. Schließlich gelang dies einigen chinesischen Geheimpolizisten in dem Vertragshafen Niutschwang. Kang wurde nun alsbald nach Peking zurückgeschafft und vor einen besonders für diesen Fall ernannten Gerichtshof gestellt. Außer der Entführung, einer That, die in China stets schwer geahndet wird, legte man ihm nicht weniger als neunundzwanzig Fälle von Raubmord zur Last. Nun sollte man denken, es wäre die einfachste Sache von der Welt, einem solchen Verbrecher den Prozeß zu machen. Aber in China ist Alles anders, als im Abendlande. Niemand kann hier verurtheilt werden, der nicht vorher seine Schuld eingestanden und vor Gericht das Protokoll mit dem Geständniß unterzeichnet hat. Ist nun also ein Verbrecher hartnäckig, dann bleibt den Richtern nur übrig, ihm durch die Folter das nöthige Geständniß abzupressen.

Bei Kang führten jedoch selbst die grausamsten Martern nicht zum Ziele. Die Richter ließen ihn z. B. auf erhitzten eisernen Ketten knieen und ihn mit glühenden Nadeln stechen. Es half Alles nichts; Kang war nicht in seinem Vorsatze wankend zu machen. Dabei hatte eine schwere Kette dem Manne am Nacken das Fleisch theilweise bis auf die Knochen verschunden, und seine Fußknöchel waren halb zertrümmert worden, was nach der barbarischen chinesischen Sitte bei'm Transport schlimmer Verbrecher immer geschieht, um ihrer Flucht entgegen zu wirken. Die Richter waren bei einer derartigen Standhaftigkeit völlig rathlos. Denn noch weiter zu foltern, war kaum möglich, wenn dem Unglücklichen nicht plötzlich das Lebenslicht ausgehen sollte. In diesem Falle hätten aber die Richter für ihre Unfähigkeit mindestens Verbannung bis an die äußersten und unwirthschaftlichen Grenzen des großen Reiches zu gewärtigen gehabt. Was war nun zu thun? Gerade wie in der Fabel vom Sturm und der Sonne, die Beide einen Wanderer zur Ablegung seines Rockes bewegen wollen, versuchte man es jetzt mit Freundlichkeit. „Kang", sagten die Richter, „Du bist fürwahr ein großer Mann! Du bist ein wahrer Held, der größte Held der Gegenwart! Niemand wird dies nach den furchtbaren Qualen, die Du auszustehen gehabt hast, irgendwie zu bezweifeln wagen. Eines weiteren Beweises hierfür bedarf es nicht mehr, und so liegt kein Grund vor, weshalb Du nicht ein Geständniß ablegen und Dir dadurch weitere Schmerzen ersparen solltest." Als diese Anrede etwas Eindruck auf den Angeklagten zu machen schien, ließ einer der Richter eine Decke und zwei Strohkissen herbeischaffen, um dem gefolterten Manne dadurch Erleichterung zu gewähren.

Außerdem mußten die Diener warmen Thee, Kuchen und Speisen für ihn bringen. Darauf redete ein Richter abermals freundlich auf den Angeklagten ein. „Kang," betonte er wieder, „Du bist wirklich ein Held! Die ganze Welt weiß das. Wenn der Kaiser von einem Minister verlangt, daß er für ihn sterben soll, so wird sich ein treuer Staatsdiener nicht lange besinnen. Befiehlt ferner ein Vater seinem Sohne, für ihn in den Tod zu gehen, dann bleibt diesem keine andere Wahl. Niemand kann ewig leben. Was für einen besseren Zeitpunkt, das Leben zu beenden, kann es nun wohl für Dich geben, als den jetzigen, wo alle Welt von Deiner großartigen Standhaftigkeit spricht? Dies wirkte. Der Unglücksmensch unterzeichnete das Protokoll. Sobald aber die ersehnten Schriftzeichen auf dem Papier standen, änderte sich die Scene im Nu. Thee und Pfeife verschwanden, und statt dessen kamen die Ketten wieder hervor. Schon am folgenden Morgen mußte Kang sein Verbrechen mit der schwersten Strafe büßen, die das chinesische Gesetz kennt: er wurde in Stücke gehauen. Sein Gleichmuth verließ ihn aber auch jetzt nicht. Vielmehr sang er ein Liedchen, als man ihn zum Richtplatz brachte, und fuhr damit sogar noch fort, nachdem ihn das Schwert des Scharfrichters schon mehrmals getroffen hatte. Endlich machte ein Stoß in's Herz seinem Leben ein Ende.

Auch ein Nachruf.

Der alte Peter Nielsen war so geizig, daß er, um das Futter für seinen Hund zu sparen, diesen abschaffte und selbst wiederholt zur Nachtzeit auf der Hausteppe bellte, um etwaige Diebe, die seinen Schätzen nachstellen möchten, zu verscheuchen. Wie er seinem Hunde das Futter nicht gönnte, lebte er selbst als dessen Stellvertreter, auch wie ein Hund, hatte es aber in seinem langen Leben verstanden, durch geschickte Verwerthung jeder von ihm aufgefundenen Kleinigkeit viel Geld zusammenscharren, dessen ängstliches Behüten sein ganzer Lebenszweck war. Jedes Unterstützungsgesuch seiner in beschränkten Verhältnissen lebenden Anverwandten lehnte er mit den Worten ab: „Ick heff ok nix hatt; — makt dat so as ick! — Dat Geld liggt op de Strat, man mutt dat blot optosammeln verstahn!" — und das verstand er freilich gründlich, weil er aus dem Unscheinbarsten einen Vortheil zu ziehen wußte. Als sein weniger findiger Bruder, der sich auf einer kleinen Bauerstelle ehrlich durchzubringen suchte, in recht bedrängten Verhältnissen starb, blieb dessen alte Wirthschafterin, welche seine einzige Tochter, die jetzt allein berechtigte Erbin des Geizkragens, aufgezogen hatte, bei ihr und theilte treu das Leid mit ihr, denn Freude war außer der gegenseitigen Zuneigung nicht vorhanden... Meta Nielsen, die Erbin, war mit einem kreuzbraven Jugendfreunde verlobt, aber heirathen konnte sie nicht, weil zum großen Zorn der alten Wirthschafterin der Geizkragen nur seine Rede vom „Geld op de Strat" allen Bitten entgegensetzte, nur hier mit der liebenswürdigen Variation: „Wenn man dat Geld op de Strat smiten un en annern Menschen fodern will, denn mutt man dat sülben opsammeln länen, för so'n Verrücktheit bin ick nich to bruken!" Als nun plötzlich die Nachricht eintraf, daß man den alten Peter Nielssen in fast verhungertem Zustande todt in seiner Wohnung aufgefunden und in alten Strümpfen und an sonst unglaublichen Aufbewahrungsorten die Tausende aufgefunden wurden, die nun Meta Nielssen zufallen mußten, da widmete die treue Wirthschafterin in ihrer Herzensfreude, daß ihr Liebling nun aller Sorgen enthoben, dem alten Fritz den schönen Nachruf: „Ja, ick segg: Mit de Gizigen is dat rein as mit de Swine! — Beid kamt se eerst to'n Nutzen, wenn se dod sünd! — Na, ick will nix seggt hebben — he is doch för wat god west, un uns' Herrgott heff em darför selig!"

Ein unverhofftes Mahl.

Als sich der nachmalige König Ludwig der Erste von Bayern 1817 auf seiner zweiten Reise nach dem Süden befand, kam er auch nach der von der Natur so gesegneten, an geschichtlichen Erinnerungen und Denkmälern überreichen Insel Sizilien. Die neapolitanische Regierung hatte die Behörden beauftragt, dem bayerischen Kronprinzen so viel wie möglich behilflich zu sein, daß er in Schlössern des Adels oder in Klöstern Unterkunft finde. Dennoch war die Reise in einem Lande ohne Verkehr, Straßen und Brücken, und das nur wenige elende Gasthäuser besaß, so voll Beschwerden, daß sie der Kronprinz mit dem polnisch-russischen Feldzug von 1806 verglich, den er mitgemacht hatte. So gelangte Ludwig mit seinem Gefolge auch einmal bei Eintritt der Nacht in ein ärmliches Dorf, Villa Asmondi, wo im Gasthaus weder Speise oder Trank, noch Betten zu haben waren. Gepäck und Lebensmittel hatte man bereits vorausgeschickt und nun sollte der Ortspfarrer Rath schaffen; derselbe lag aber am Podagra danieder. Auch hatte er weder von einem Regierungsauftrag noch je von einem Königreich Bayern gehört. Es blieb also nichts übrig, als in einer Art Scheune auf dem Ziegelboden oder, indem man eine Leiter emporstieg, im Dachraum zu übernachten. An letzterem Orte wurde auf ein paar Holzschragen ein Brett wie zu einem Kramstande zurechtgelegt, und der Kronprinz biwakirte darauf, nur in seinen grauen polnischen Soldatenmantel gehüllt, bei nüchternem Magen. Karl von Seinsheim, Dillis, Freiherr von Gumppenberg und der verdiente Leibarzt Ringseis oder, wie ihn Ludwig wegen seiner Lebhaftigkeit gern scherzend zu nennen pflegte, „Ringheiß," waren im Gefolge. Als Vorrath fanden sich nur ein Ei und drei frische lehmartige, völlig ungenießbare Brote. Weil an Nachtruhe nicht zu denken war, bat der Kronprinz Ringseis, ein Lied zu singen. Da erklang nun bald durch die Nacht auf sizilischer Erde das Lied von Prinz Eugenius, dem edlen Ritter — und siehe, während des Gesanges kam auf einmal das Glück von oben: Ringseis hatte eine auf den oberen Boden führende Stange ergriffen, und durch Bewegung dieser Stange fielen eine Masse köstlicher Sizilianertrauben zu Boden, die unter dem Dache zu Rosinen trocknen sollten. Alle griffen gierig nach dieser Labung, aber der Kronprinz war so gewissenhaft, daß vorher der Pfarrer als Eigenthümer aus dem Schlafe geweckt und um Erlaubniß gebeten werden mußte — und nun wurden die Stunden bis zum Morgen mit dem Verspeisen der Trauben und mit Studentenliedern heiter ausgefüllt.

Der ewige Patient.

In Madrid lebte, wie der „Imparcial" erzählt, ein Handlungsreisender Namens Lopez, der seine 120 Kilogramm wog. Da er jedoch befürchtete, auf der Eisenbahn das doppelte Fahrgeld zahlen zu müssen, wünschte er schlank zu werden. Der vorzügliche Spezialist Dr. A. rieth ihm, weite Spaziergänge zu machen und wirklich verlor er dadurch in einem halben Jahre beinahe 30 Kilo und war wieder ein normaler Mensch geworden. Aber durch die beständigen Spaziergänge, an die er nicht gewöhnt war, zog er sich eine Geschwulst der Füße zu. Der berühmte Spezialist Dr. B. rieth ihm, täglich eine Zeit lang die Füße in feuchte Erde zu stecken. Dies Mittel hatte einen großartigen Erfolg für die Füße, leider zog er sich dadurch einen Kehlkopfkatarrh zu. Glücklicherweise begab er sich in die Kur des Specialisten Dr. C., der durch sein in den Jahrbüchern der Heilkunde mit Recht gepriesenes elektrisches Verfahren den Kehlkopf vollkommen wiederherstellte. Nur litt der arme Lopez seit dieser Zeit an Nervenstörungen, Halluzinationen und Schlaflosigkeit. Er befragte also den hervorragenden Spezialisten Dr. D., der ihn mit Brom behandelt und seine Nervenkrankheit vollkommen kurirte. Aber ach! Das Brom hatte ihm den Magen ganz zu Grunde gerichtet. Was blieb ihm übrig, als zu den Spezialisten Dr. E. zu gehen, der durch seine vorzügliche Mastkur den Magen in einem halben Jahre wieder in Ordnung brachte. Was geschah aber da? Herr Lopez fing infolge der Mastkur wieder an dick zu werden und, o Graus, er wiegt wieder seine 120 Kilo. Jetzt kann er wieder von vorne anfangen.

Der Rauch als Barometer.

Wie oft hört man die Bemerkung: „Wir werden Regen bekommen, die Luft ist so schwer." Gerade das Entgegengesetzte ist der Fall. Wenn der Rauch aus einem Schornstein Neigung zeigt, sich zur Erde zu senken, so ist das ein Beweis, daß die Atmosphäre leicht ist — zu leicht nämlich, um den Rauch zu tragen. Eine Rauchwolke ist ein ganz gutes Barometer, denn ein Barometer mißt auch nichts weiter als den Luftdruck. Wenn die Atmosphäre schwer ist und der Rauch in die Höhe steigt, ist auch der Druck auf die Quecksilbersäule größer, — dieselbe steigt und zeigt schönes Wetter an.

Die Königin Victoria

pflegt öfter eine kleine Anekdote von sich selbst zu erzählen, die, wie sie sagte, ihr zur Lehre gedient hätte. Im Park zu Windsor traf sie einst kurz vor ihrer Vermählung mit dem Prinzen Albert die kleine Tochter ihres Kutschers, die sie aber gar nicht zu bemerken schien und nicht einmal grüßte.

„Weißt Du denn nicht, wer ich bin, mein Kind?" fragte die jugendliche Königin, die sich ein wenig in ihrer Würde zurückgesetzt fühlte.

„Wer Du bist?" antwortete naiv die Kleine. „Wer denn sonst als die Dame, die immer in meines Vaters Kutsche fährt!"

Baderegeln.

Allen Badelustigen seien folgende Regeln zur Beherzigung empfohlen:

1) Lege den Weg zur Badeanstalt in mäßiger Schnelligkeit zurück. 2) Bei der Ankunft am Wasser beachte Strömung und Bodenverhältnisse. 3) Entkleide Dich langsam, gehe aber dann sofort ins Wasser. 4) Springe mit dem Kopf voran ins tiefe Wasser oder tauche wenigstens schnell ganz unter, wenn Du das erste nicht kannst oder magst. 5) Bleibe nicht zu lange im Wasser, zumal wenn Du nicht sehr kräftig bist. 6) Kleide Dich nach dem Baden schnell wieder an.

Unterlaß das Baden: 1) Bei heftigen Gemüthsbewegungen. 2) Nach durchwachten Nächten. 3) Bei Unwohlsein. 4) Nach Mahlzeiten, und besonders 5) nach dem Genuß geistiger Getränke.

Fertigkeiten gekrönter Damen.

Die Kaiserin Friedrich ist eine eifrige Malerin und Musikfreundin. Königin Victoria nimmt Unterricht im Hindustanischen und führt ein Tagebuch auf indisch. Margarethe von Italien beschäftigt sich fortwährend mit Sprachen und Literatur. Philologische Studien treibt auch die Kaiserin von Oesterreich, mit Vorliebe Griechisch. Die Prinzessin von Wales dagegen ist, wie ihre Schwester, die Kaiserin-Wittwe von Rußland, eine Freundin weiblicher Arbeiten: beide spinnen, machen Kunst-Lederarbeiten und wunderbare Kunststückereien.

Kasernhofblüthen.

Unteroffizier (bei den Exercierübungen): „Ihr präsentirt ja, als wenn 'ne Ehrenjungfrau einen Lilienstengel überreicht!"

÷

Unteroffizier (zu den Rekruten): „Kerl, kicken Se mir nich so dusselich an, wie eener von Schillers Kraniche in Spiritus!"

Ein eifriger Bewerber.

„Was, Sie sind der einzige Hausknecht, der sich auf meine Annonce gemeldet hat?"

„O nein — es waren noch zwanzig hier! Die hab' ich aber gleich alle die Trepp' hinuntergeworfen."

Unter Freunden.

1. Freund (eifriger Radfahrer): „Ich kann mich über meine Braut ärgern. Ich möchte so gern, daß sie das Radfahren erlernt, und sie will nicht!"

2. Freund: „Na, dann laß sie doch — laufen."

Realistische Geschmacksrichtung.

„Was konnte Dich aber nur bestimmen, eine so wenig standesgemäße Person zu heirathen?"

„Ihr großartiges Kunstverständniß, mein Lieber."

„Ja, welches Gebiet der Kunst konnte denn die beherrschen?"

„Die entzückende Kochkunst."

Kasernenhofblüthen.

„Puffke, Sie passen zum Soldaten wie 'n Möbelwagen zum Studentenumzug!"

÷

Feldwebel: „Meier, machen Sie doch kein so unheimliches Gesicht, Sie müssen stets in die Welt blicken als ob Sie photographirt würden!"

÷

Sergeant: „Lehmann, sind Sie ein Tölpel! — Ick gloobe, wenn Sie ooch den Nordpol entdeckten — Sie wüßten nischt mit dem Ding anzufangen!"

„Die Mitgift meiner Tochter ist aber schnell dahingeschmolzen!"

„Daran ist nur meine heiße Liebe schuld!"

Nur das nicht.

Vertheidiger: „Ja, bevor ich Sie mit Erfolg vertheidigen kann, muß ich aber die volle Wahrheit wissen. Haben Sie mir denn nun auch Alles gesagt?"

Angeklagter: „Ja, bis auf den Ort, wo ich das Geld versteckt habe, das will ich für mich behalten.

Glück.

A.: „Ich habe gestern auf dem Rennen rasendes Glück gehabt."

B.: „Wieso? Hast Du so viel gewonnen?"

A.: „Nein, das nicht, aber als ich hinkam, entdeckte ich, daß ich mein Geld zu Hause gelassen hatte."

Nun weiß er's.

„Ich habe Ihren Namen vorhin nicht verstehen können, Fräulein, mit wem habe ich denn die Ehre?"

„Mit mir!"

Gleich befolgt.

Prinzipal: „Hier — nehmen Sie diesen Brief und warten Sie auf Antwort."

Laufbursche: „Jawohl, Herr Prinzipal."

„Na, worauf warten Sie denn noch?"

Laufbursche: „Na, auf die Antwort!"

Irrthum.

Arzt (der telephonisch angeklingelt wird): „Hier Doktor Neumann!

„Wer dort?"

Stimme aus dem Telephon: „Ach, entschuldigen Sie, ich bin falsch verbunden worden."

Arzt: „Mit wem hab' ich denn das Vergnügen? Ich wüßte gar nicht, daß ich Jemand einen Verband angelegt habe."

Eine bescheidene Natur.

„Na, wie gefällt's Dir denn in Deinem Ehestand?"

„Besser, als ich gedacht habe; nächsten Sonntag über vierzehn Tage habe ich schon wieder Ausgehetag."

Indiscrete Frage.

Richter: „Also Sie geben vor, erst zwanzig Jahre und einen Tag alt zu sein."

Zeugin (alte Jungfer, schüchtern): „Jawohl!"

Richter: „Hm, und wieviel Jahre dauerte dieser eine Tag?"

Auf dem Lande.

Bäuerin (zur Baronin, die bei ihr wohnt, als sie diese zeitig früh im Gehöft trifft): „Jessas, die gnädige Frau ist auch schon munter? Ich füttere die Schweineln, da können S' gleich auch frühstücken!"

Spitzbubenlogik.

Spitzbube (zu einem andern): „Du trau' dem Kerl nit! Der kommt mir so verdächtig ehrlich vor!"

Auf Deutsch.

Lude: „Ick kann mir immer über die Fremdwörter in die Zeitungen ärgern. Wat heeßt det nu wieder: Die Griechen sind Deutschland gegenüber immer noch „animos"?"

Ede: „Jott, det heeßt eenfach: se sind immer noch ohne Moos! Wat ja ooch stimmt."

Aus dem Gerichtssaale.

Verbrecher (welcher zum Tode und zu acht Tagen Gefängniß verurtheilt wurde, zum Präsidenten): „Ich bitt', Herr Präsident, muß ich die acht Tage Gefängniß gleich abbüßen?"

Präsident: „Nein, damit hat es Zeit bis nach Ihrer Hinrichtung!"

Ein Abzahler.

„Lieber Freund, kannst Du mir vielleicht zweihundertzehn Mark leihen?"

„Aber wozu denn gerade zweihundertzehn Mark, thun es denn nicht zweihundert?"

„Zweihundert thun es ja auch, aber ich wollte Dir gleich zehn Mark auf meine alte Schuld zurückgeben."

S' letzte Wort.

Das Lieferl ist a herzig's Ding
Vom Kopf 'ra bis zum Fuaß,
Blos oans is schlimm — weil sie halt stets
Das letzte Wort ham muaß.

Dös hat den Sepp schö sakrisch gift',
Daß sie stets recht ham will;
Er möcht' do a 's letzt' Wort 'mal ham',
Das, moant er, waar nöt z'viel.

Sei' Lieferl lacht eahm g'rad' in's G'sicht
Und sagt: „Du liaba Narr,
Sei nur zufried'n, Du sollst es ham,
Wenn wir geh'n zum Altar!"

O weh!

Chef: „Der Herr Kassirer ist wohl noch nicht da? Ich sagte ihm doch, die eingelaufenen Beträge seien heut früh noch einmal durchzugehen."

Schreiber: „Ich glaube sogar, Herr Prinzipal, er ist mit ihnen schon durchgegangen."

Aus dem Ehezwist.

„Ach, wie Du mir das Zimmer vollqualmst, das ist doch nun nicht artig!"

„Aber Du hast mir doch selbst vorhin gesagt, ich soll meinen Zorn erst verrauchen lassen!"

Japan zurückgekehrt ist und meine

und der Hauptgegner Li Hung Tschangs.

keinen unglücklicher Goldsucher bestrew